

Drei Freunde begegneten einander beim Studium im ehemaligen Augustinerkloster zu Tübingen: Hegel, Hölderlin und Schelling. Die gemeinsame Liebe zur Antike und die gleiche philosophische Überzeugung vereinte die drei. Sie studierten Plato, Kant und die Briefe Jacobis über Spinoza.

Miteinander lasen und diskutierten sie über alles Erdenkliche von der Antike bis zur Französischen Revolution und formten sich daraus ein Weltbild: Sie waren überzeugt, daß sie überall Einheit und Sinn der Dinge wiederfinden würden, was ihnen im Leben auch noch begegnen würde.

Als die drei Freunde das Tübinger Stift verließen, fühlten sie sich entwurzelt. Sie kannten die Landessprache nicht, und die Einwohner wiederum hatten Mühe, sie zu verstehen. »Daß bei ihm und für ihn das Sprachlose Sprache, und bei ihm und für ihn das Allgemeine, das Unbewußtere, die Form des Bewußtseins und der Besonderheit gewinnt, daß hingegen dasjenige, was bei andern in einer Welt für objektiver gilt, und in allgemeinerer Form vorhanden ist ... bei ihm und für ihn subjektiver ist ..., daß bei ihm und für ihn das Besondere und Bewußtere die Form des Unbewußten und Allgemeinen annimmt«, sagt Hölderlin vom Helden des *Empedokles*.

Die drei Freunde verstanden die Sprache des Empedokles gut, konnten sich aber nur mühsam mit den Bürgern verständigen, bei denen sie als Hauslehrer eintraten. »Sprach ich einmal auch vom alten Griechenland ein warmes Wort, so gähnten sie und meinten, man

hätte doch auch zu leben in der jetzigen Zeit«, sagt Hyperion von den Bürgern Smyrnas.

Hegel und Schelling jedoch gelang es im Lauf der Zeit, den »Bürgern« ihre Anschauungen aufzuzwingen. Als Philosophen brachten sie zur Verteidigung ihrer Welt Argumente vor, die eine Zeitlang die Geister bewegten. Hölderlin, der Dichter geblieben war, versuchte nichts dergleichen. Er war schüchterner als seine Freunde und alles andere als ein Eroberer der Gedankenwelt; so vermochte er weder den anderen seine Sprache aufzuzwingen, noch die ihre zu erlernen.

*Ich verstand die Stille des Äthers,  
Des Menschen Wort verstand ich nie.*

Er hatte deshalb keine Beweise, die Existenz der Welt, in der er lebte, schlüssig darzutun. Diese Welt war göttlich und, da sie göttlich war, ohne Gott. Denn wenn alles göttlich ist, gibt es keinen Gott, nur Götter. Das Göttliche hat keinen Namen; einen Namen haben nur die Götter, deren Zahl nicht genau feststeht und die manchmal die Gestalt wechseln.

Die Existenz ist göttlich; sein, was man ist, heißt göttlich sein. Die Pflanze ist göttlich, und die Gestirne sind göttlich, und der Äther, das Bild der Göttlichkeit. Alles ist einfach in sich da und kennt kein anderes Ziel, als immer zu sein; und die Jahreszeiten, die einander folgen, und die Stunden des Tages in ihrem unveränderlichen Rhythmus offenbaren uns, daß das Ganze vollkommen, daß alles göttlich ist.

Alles, was ist, will also nur sein. Der Mensch allein, der seine Grenzen nicht kennt, weiß nicht, wo er in einer Welt, in der alles ruht, einen festen Platz finden soll. Die Pflanze ruft ihn zu sich selbst und offenbart ihm das Leben, das von sich selbst nichts weiß und im Großen, im Ganzen aufgeht. Er aber vernimmt den göttlichen Rhythmus nicht, der alles regelt, und ist nirgendwo daheim, und die Unruhe folgt ihm ohne Unterlaß.

Und doch geschieht es zuweilen, daß die Götter, die im heiteren

Lichte leben und von der Unruhe der Dämmerung nichts wissen, ihn zu lieben beginnen, ja seine Liebe begehren, denn die Sehnsucht nach dem Göttlichen, die dem Menschen eigentümlich ist, wirft ihnen ihr eigenes, in die Unendlichkeit projiziertes Bild zurück, und die Unruhe derer, von denen sie geliebt werden, erweckt in ihnen die Empfindung des eigenen ewigen Glücks.

Aber wo unter diesen Göttern, die »wandeln droben im Licht« und schicksallos sind, ist einer, der es vermöchte, zu dem Menschen von seinen Leiden zu sprechen? Wo ist der Christus, der Bruder des Herkules und des Dionysos, der letzte der antiken Götter? Er ist spät in eine göttliche Welt gekommen; die menschliche Seele aber hat ihn seit langem gesucht; denn er versteht sie, wenn sie in der Stille aller Dinge lauscht und sich befragt. Und doch zieht sie sich nach einem Augenblick der Hingabe zurück und verbirgt sich ängstlich; denn sie hat Angst davor, die Gestirne und die Blumen nicht mehr genug lieben zu können und das Schweigen zu brechen, das über allem schwebt.

Aber Dionysos hat sich zu seinem Bruder gesellt, zu Christus, der Gott überlebt hat. Gott ist tot und die Welt ist allein. Alles ist von einer schweigenden Schönheit, die an den gemahnt, der nicht mehr ist. Alles ruht und fließt langsam dahin.

Und doch bleibt die Seele unruhig. Sie ruft ihren Gott, sie fühlt sich gefangen. Vor ihr steht die Unendlichkeit. Die Unendlichkeit und die Endlichkeit: es scheint Hölderlin, all seine Angst habe ihren Ursprung in dem Konflikt, der beides jetzt trennt. Da ist das ruhige und gleichmäßige Dasein derer, die ihre Grenzen erkannt und ihr Zuhause gefunden haben. »Warum kann ich nicht sein wie sie?« fragte sich Hölderlin. »Dann wäre ich Pfarrer in einem kleinen schwäbischen Dorf, und in einem ruhigen, ausgeglichenen Leben würde Tag auf Tag mit langen Stunden verrinnen. Und ist nicht die Unendlichkeit auch im Endlichen? Auch in einem eng umgrenzten Dasein kann der Mensch ein unendliches Leben leben, und seine Göttlichkeit, die nichts ist als der Gott dieses Lebens, wird ohne Grenzen sein.«

Seine Mutter schreibt ihm: »Komm zu uns, hier wird es dir gutgehen!« Er antwortet: »Ich komme, und du wirst bei mir sein.« Aber er kann es nicht. »Empedokles, . . . ein Todfeind aller einseitigen Existenz und deswegen auch in wirklich schönen Verhältnissen unbefriedigt, unstet, leidend, bloß weil sie besondere Verhältnisse sind und, nur im großen Akkord mit allem Lebendigen empfunden, ganz ihn erfüllen, bloß weil er nicht mit allgegenwärtigem Herzen innig wie ein Gott und frei und ausgearbeitet wie ein Gott in ihnen leben und lieben kann, bloß weil er, so bald sein Herz und sein Gedanke das Vorhandene umfaßt, ans Gesetz der Sukzession gebunden ist«, — Empedokles kann keine Ruhe finden.

Er braucht das *Ganze*, anders kann er nicht leben. Alles führt ihn dahin zurück; er kann ihm nicht untreu sein, denn die Schönheit des *Ganzen* ist es, die allen Dingen Schönheit verleiht und uns glauben läßt, daß alles göttlich ist. Wohin ich auch gehe, muß ich das Schöne finden, sagte er sich. Die Welt hat Gott in sich aufgenommen: müssen dann nicht alle Dinge schön sein? Das war schon sein Glaube, bevor er die Welt kannte, und er hielt an diesem Glauben fest, als er von den Menschen und Landschaften Kenntnis genommen hatte, und suchte überall und immerfort die Vision des *Ganzen*, das vor allen Dingen ist. Man muß lernen, das *Ganze* vor seinen Teilen zu sehen, man darf nichts absondern und isoliert sehen. Nur so kann jedes Ding schön sein, wenn alles in der Ferne zusammenfließt und zu *Einem* wird: zu einer Welt. Nichts kann für sich schön sein: in allem muß man das gesamte Schöne, die integrale Schönheit suchen.

Hölderlin klagt in einem seiner Briefe, er könne die Dinge nur im großen und wie in Licht gebadet sehen, und seiner Dichtung fehle es an Nuancen und Schatten. In jedem seiner Gedichte läßt er gewissermaßen eine ganze Welt auftreten; sein Werk ist das All, in dem er lebt.

»Weißt du denn, was du suchst?« fragt Diotima Hölderlin. »Es ist nicht erst seit Jahren hingeshieden, man kann so genau nicht sagen, wann es da war, wann es wegging, aber es war, es ist, in dir ists!« sagt sie. Aber gerade daran leidet er so sehr, daß er es nur in sich selbst finden kann. »Du wolltest eine Welt«, sagt Diotima zu ihm, »darum hast du alles und nichts.«

Es gab einen Augenblick in seinem Leben, da er glaubte, er habe diese Welt gefunden und könne sie lieben, wie man ein Wesen liebt, das einem ganz nah ist und einen hört. Das *Ganze* ist schön. Kann der Dichter in dem geliebten Wesen finden, was er bis dahin nur in sich selbst finden konnte?

Dann gibt es keine Einsamkeit mehr. Die Welt ist da. Sie hat Gestalt angenommen. Sie ist zum Dichter gekommen. Der Dichter hält sie fest und schließt sie in seine Arme. Du gehörst mir. Nichts kann uns von nun an trennen. Meine Seele ist dir entgegengegangen. Wenn ich deine Stimme höre, kenne ich die Ängste von einst nicht mehr. Die Unendlichkeit, du bist es, die Unendlichkeit im Endlichen. Ich suche sie nicht mehr anderswo; ich suche sie nicht mehr in der Ferne.

Das Ich hat das Du gefunden, nach dem der Dichter in der Stille des Alls vergeblich gerufen hatte. Eine Stimme gab seiner Liebe Antwort. Von nun an ist die Seele nicht mehr allein.

Das aber war sein großer Irrtum. Die Stimme schwieg, und der Dichter erfuhr die Ängste der Einsamkeit, die sich selbst weiß, und der Stille, die sich selber lauscht. Er entdeckte nun eine neue Welt, — die Welt, die sich immer weiter und weiter erstreckt, die Welt des Reisenden, der alle Dinge zum ersten Mal sieht. Seine Seele kann ihm die Welt nicht mehr deuten, und er beginnt auf Stimmen zu lauschen, die von außen zu ihm dringen. Er reist und lernt seltsame Dinge kennen, die man kaum begreift und die schwierig darzustellen sind. Man muß lernen zu schweigen und sich nicht mit eigener Stimme einzumischen. Aber wie soll man sich in dieser Welt zurechtfinden, die nicht mehr die eigene ist und in der der Mensch nicht wohnen kann? Der Reisende versucht, ihre Umriss

nachzuziehen, und die Länder, die er durchquert, zeichnen sich wie auf einer Weltkarte ab.

So wanderte die Seele Hölderlins. Und von ihren Reisen brachte sie große Erleuchtungen und tiefe Ängste mit. Sie ging in weite Fernen und lebte in verschiedenen Zeiten, unter den Göttern und unter den Menschen. Und sie schrieb auf, was sie sah, und es war ihr sehnlicher Wunsch, nichts zu sagen, was nicht wahr wäre. Früher hatte der Dichter gedacht, die Seele genüge, um wiederzugeben, was er gesehen hatte; aber die Seele weiß jetzt, daß die Welt da ist und daß man lange lauschen muß, und daß es uns kaum in der großen Stille unserer selbst gegeben ist, die Stimmen wiederzugeben, die von allen Seiten zu uns dringen, und die Bilder, die vorüberziehen, wenn man die Länder überfliegt. Aber manchmal entgleiten ihr die Leute und Bilder und verwischen sich, oder vielmehr, sie weiß nicht, wie sie sie wiedergeben soll, genau wie sie waren und ohne eigenes hinzuzufügen. In solchen Augenblicken leidet sie tiefe Not, weil sie Angst hat, die Bilder zu verlieren und die Laute nicht mehr zu hören, sobald sie es nicht mehr vermag, sie festzuhalten.

Sie unternahm also lange Reisen und versuchte zu sagen, was sie sah; aber niemals befand sie sich mehr allein. Denn die zu Hause bleiben, wohnen in sich selbst, und eine große Einsamkeit vereint alle Menschen. Aber die in die Ferne reisen und Stimmen vernehmen, die die andern nicht hören, kennen keine Gemeinschaft. Sie wissen, daß man sie nicht versteht. Und sie können auch nicht schweigen; denn man muß sprechen von dem, was man gesehen hat. Die Stimmen verlangen es und man kann ihnen den Gehorsam nicht verweigern.

Es gibt keinen Ausweg. Aber mit der Zeit schweigen die Stimmen. Oder vielleicht leistest du ihnen keinen Widerstand mehr, und sie verlangen nicht mehr, daß du sprichst? Dann herrscht die große Stille. Was kümmern dich dann die andern, die nicht verstehen? Wenn sie dir Fragen stellen, machst du ihnen Verse. Sie gehen vorüber und fort. Das ist nicht weiter wichtig. Sie gehören zu dieser andern Welt, in der sie sich fest eingerichtet haben. Man muß sie

dort lassen. Aber du? Du bist weise, von einer tiefen Weisheit, wie sie nur Narren und Kinder besitzen. Ein Kind weiß viele Dinge, aber nicht auf unsere Art. Es unternimmt viele Reisen, aber nicht auf die Weise, wie wir reisen. Wie könnte es übrigens mit den großen Leuten reden, die doch so schlecht verstehen, was man ihnen sagt?

Aber es ist ein Kind, das sich erinnert; ein Kind, das noch weiß, daß es einmal einer dieser Erwachsenen war, die es jetzt besuchen und neugierig betrachten. Es spricht zu ihnen vom Dahinfließen der Jahre, von der Wiederkehr der Jahreszeiten, von der Morgenstunde im Frühling, von den Tagen der Ernte, von der hellen Klarheit der Abende, von den Sonntagen, wo man sich entspannt, vom Friedhof, wo Männer und Frauen schlafen. Denn das Kind kennt das alles und noch viele andere Dinge. Aber es weiß es anders als jene, welche ihm Fragen stellen; einfacher, könnte man sagen, und mit wenigen Worten. Die andern wissen es mit wohlgeordneten Sätzen und das befriedigt sie sehr, denn für sie ist das eine Methode, den Dingen ihren Platz zuzuweisen und Ordnungen aufzustellen. Das Kind aber hält manchmal plötzlich inne und schweigt. Das können die andern nicht verstehen. Denn sie wollen, daß alles in wohlgeordneter Abfolge sich vollziehe. Das Kind aber nimmt nach einem langen Schweigen seinen Gedanken wieder auf. Es weiß, daß nicht alles gesagt und erklärt werden kann und daß im übrigen Worte gar nicht nötig sind.

Man muß nicht versuchen, beide zum Einverständnis zu bringen. Wozu denn? Und doch sind sie alle Kinder gewesen. Aber es ist nicht jedem gegeben, zu wissen, was wir als Kinder wußten, und zugleich die tiefe Weisheit jener zu haben, welche aufgehört haben zu leben.